

Nr. 90. Bromberg, den 17. April 1930.

Die Wandlung.

Roman von Hans-Joachim Flechtner.

(1. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Frau Dora ist vor einer Viertelstunde gegangen", sagte der kleine Telkow, der Tischtennis trainierte. „Sie war recht ärgerlich. Nein, ich habe keine Ahnung, wohin sie gegangen ist. Mahlzeit!"

Kurt verließ langsam den Sportplatz. Daß er Dora Wegner verfehlt hatte, war ihm sehr unangenehm. Er hatte zum Abend Karten besorgt für eine Operette und saß jetzt da. Der Vormittag verloren, der Abend verloren und das alles wegen der blödsinnigen Schwarte, die er hier mit sich herumschleppte. Dann aber liefen seine Gedanken wieder zu den kleinen Zetteln, und leichteren Herzens fuhr er zu Breuning.

Natürlich war Breuning nicht zu Hause. Also hieß es warten. Ebenso natürlich hatte dieser Streber kein einziges vernünftiges Buch auf seiner Bude. Womit sollte man denn nun die Stunden totschlagen. Wer konnte wissen, wie lange Breuning noch ausblieb. Dabei war die Angelegenheit dringend genug, ihn zum Warten zu zwingen.

Wider Erwarten kam Werner Breuning bald. Schon auf der Treppe hörte man ihn. Fröhlich pfeifend, mit der lärmenden Rücksichtslosigkeit eines tatenfrohen Menschen, stieg er die drei Treppen empor, schloß geräuschvoll auf, knallte die Tür ins Schloß.

Kurt atmete auf. Gott sei Dank. Breuning war bester Stimmung, wahrscheinlich war ihm wieder eins seiner schweren Experimente geglückt. Unwillkürlich zog er eine Parallele zwischen dem Freunde und dem Onkel. Beide Menschen von stärkster Intensität geistiger Arbeit, beide von einer großen Weite des Blickfeldes, Ablehner jeder Spezialisierung.

Und doch: der Onkel vergraben und verstaubt in der Kleinarbeit und Breuning ein sieghaft schaffender, lebensfroher Mensch dem die Vielseitigkeit seiner Veranlagungen nie zum Dilettantismus ausartete, sondern stets nur Grundlage für größere und einmalige Leistungen war.

Breuning schätzte den Jüngeren trotz der so verschiedenen Veranlagung, er hatte ein fast väterliches Gefühl für ihn, das aber nie in lehrhafte Bevormundung ausartete. Er hatte — auch darin glich er wieder Dr. Germann — den guten und echten Kern, der trotz allen Leichtsinns in Kurt steckte, erkannt und wartete auf eine Gelegenheit zum Eingreifen.

Kurt ahnte von dieser Einstellung allerdings nichts, er spürte nur den warmen, freundschaftlichen Ton und fühlte sich wohl in der Nähe des lebenskräftigen und tatenfrohen Menschen, dessen Überlegenheit auf allen Gebieten er gern anerkannte.

Breuning riß die Tür auf und erschien strahlend, frisch und jung auf der Schwelle.

„Hallo! Du hier wieder mal, Kurt? Was treibt dich denn zu mir? Hast dich wahrlich lange nicht sehen lassen. Aber das macht nichts, ich habe auch keine Zeit. Was ist denn los? Brauchst du Geld? Rat Hilfe, Unterstützung? Na, Mensch, antworte doch, glaubst du, alle haben soviel Zeit für sich wie du?"

Endlich tauchte Kurt aus dem Sturzbad dieser Begrüßung wieder auf und schüttelte dem Freunde lachend die Hände.

„Ich sehe mit Freuden, daß es dir nach wie vor gut geht", sagte er lachend.

„Das kann man wohl sagen", rief Breuning. „Ausgezeichnet geht es sogar. Arbeite augenblicklich mit Werbing im psychologischen Institut, bin einer ganz großen Sache auf der Spur. Und du. Was sehe ich, du trägst ein Buch? Nein, im Ernst, ein wissenschaftliches Buch?"

„Ja", Kurt lachte immer noch. „Sieht komisch aus bei mir, nicht wahr? Ist auch nicht für mich, sondern für dich."

Breuning sah ihn erstaunt an.

„Für mich? Du bringst mir Bücher? Du . . . mir? Das ist ein Witz, glaubst du denn, ich habe nicht schon übergenug von dem Zeug?"

Es ist das neue Werk von Willrath."

Breuning sprang auf ihn zu.

„Mensch gib her! Woher hast du denn dieses Buch? Ich warte seit Monaten bei der Bibliothek, immer ausgeliehen, vorbestellt bis — was weiß ich wie lange. Und du — nein, weißt du, das ist einfach herrlich. Her damit, wie lange kann ich es behalten."

„Höchstens vier Wochen. Und ich möchte dich — sozusagen als Leihgebühr bitten — einige kleine Auszüge zu machen, hier auf dem Zettel stehen die Themen, die in Frage kommen."

Breuning pfiff. „Aha! Nun begreif' ich. Aber das ist egal, die Hauptsache ist, ich habe das Buch — und du bekommst die Auszüge. So, und nun lauf, ich habe keine Zeit mehr. Ich will schnell etwas essen, von 2 Uhr bis 6 Uhr hab ich im Institut zu tun, dann zwei Stunden Kolleg — und dann gehts an die eigentliche Arbeit." Und er schlug mit froher Bewegung auf das Buch, das seine Hand noch immer liebevoll umklammerte.

Als Korrat wieder auf der Straße stand, dachte er: „Vier Stunden Institut, dann zwei Stunden Kolleg — und dann geht's an die Arbeit!" War das nun ein Leben, das sich lohnte? Gab dieses Rasen und Hetzen, diese Anspannung im Dienste einer Idee wirklich Befriedigung? Er zuckte die Achseln. Einem Menschen wie Breuning, der vor Kraftüberschuß kaum wußte, was er alles unternehmen sollte, mochte dies Dasein gefallen, aber als Norm konnte man es ebensowenig aufstellen, wie sein eigenes Leben.

Er sah nach der Uhr. Man konnte jetzt Mittag essen. Aber allein in dieser Gegend? Ihn überfiel plötzlich eine gräßliche Mattheit, ein Gefühl der Gleichgültigkeit allen Dingen gegenüber. Was sollte das ganze Leben? Sinnlos war alles, ohne Halt und Vernunft. Ob man sich abrackerte um Stellungen oder um Werke, oder ob man sich kopfüber in das Genußleben stürzte — alles blieb im Grunde schal, gleichgültig, hoffnungslos.

Alles? Und wieder dachte er an die Vermögensaufstellung des Onkels und freute sich, daß Breuning so bereitwillig gewesen.

*

Am nächsten Morgen wurde er wieder vorzeitig aus dem Schlaf geweckt. Das schien jetzt wirklich bald eine ständige Regel zu werden. Er sprang mißmutig aus dem Bett und schloß auf. Vor ihm stand Breuning.

„Nanu, du, so früh am Morgen?"

Breuning lachte auf.

„Früh am Morgen ist gut. Es ist halb elf. Ich habe schon zwei Kollegs hinter mir." Er kramte in der Aktentasche und brachte ein Buch zum Vorschein.

„Hier hast du das Buch wieder, tut mir leid, sehr leid sogar. Aber ich kann dir den Gefallen nicht tun, mußt deine Arbeit für deinen Onkel schon alleine erledigen."

„Das ist aber gemein! Warum darfst du denn nicht? Du warst doch gestern noch so begeistert."

„Bin ich auch noch, das heißt, wenn du mir das Buch noch borgst. Aber die Notizen für dich darf ich nicht machen."

„Darfst du nicht machen?"

„Nein", Breuning freute sich über das verblüffte Gesicht Kurts. „Ich darf nicht, dein Onkel wünscht es nicht."

„Ich verstehe kein Wort von dem Ganzen. Erkläre dich doch bitte etwas deutlicher!"

Breuning zog einen Brief aus der Tasche.

„Dieser Brief lag eingeklemmt zwischen Seite hundert und hunderteins. Bitte lies."

Kurt reckte sich hoch, zog den Brief aus dem Umschlag. Die Handschrift kannte er, das war der Onkel. Adressiert war der Brief an Herrn Stud. Werner Breuning. Er las:

„Lieber Herr Breuning! Ich weiß, daß dieser Brief in Ihre Hände gelangt, denn Kurt wird sich nicht die Mühe geben, das Buch auch nur durchzublättern. Ich möchte Sie nun herzlich bitten, Kurts Bitte nicht zu erfüllen. Kurt soll dieses Buch allein lesen, um endlich auch für seine wissenschaftliche Entwicklung etwas zu tun, und er soll die Auszüge, die ich übrigens nicht so eilig brauche — sonst hätte ich mich kaum an ihn gewandt — allein machen. Also bitte, bringen Sie ihm das Buch wieder zurück — er kann es Ihnen übrigens ruhig vorher leihen — und zeigen Sie ihm den Brief. Mit bestem Dank im voraus und herzlichsten Grüßen Ihr sehr ergebener Dr. Germann."

Kurt war beim Lesen dieses Briefes dunkelrot geworden. Das war wirklich sehr peinlich! Dieser Onkel! Natürlich hatte er geahnt, daß der Neffe das Buch weitergeben würde, und wem sollte er es geben, wenn nicht Breuning. Die Kette war geschlossen und er saß in der Falle, hatte sich blamiert. Immer noch schwieg er, wagte kaum, den Freund anzusehen. Breuning lachte plötzlich auf.

„Nimm es nicht so tragisch. Du bist deinem Onkel eben auf den Leim gegangen. Er hat dir gezeigt, daß er doch noch ein ganzes Stück gerissener ist als du denkst. Entsinnst du dich noch unseres Gesprächs bei Kramer? Ihr kämpftet damals, dein Onkel und du, um die Behauptung, daß man die Handlungsweise der Menschen mit ziemlicher Sicherheit vorausberechnen könne. Du behauptetest das Gegenteil, ja, stelltest dich selber als Gegenbeispiel auf. Jetzt hast du den Beweis — das ist alles."

Als der Freund gegangen war, blieb Kurt noch lange nachdenklich liegen. Breuning hatte recht, der Onkel hatte ihm nur die Richtigkeit seiner Theorie beweisen wollen, weiter nichts. Aber menschlich war es doch eine tiefe Niederlage —, und er schämte sich ganz ernsthaft vor dem Alten.

Endlich faßte er einen Entschluß. Er würde hingehen und sich entschuldigen. Nur für einen Augenblick tauchte der Gedanke auf, daß dies aus anderen Gründen ein geschickter Schnitt sei — aber er stieß ihn von sich.

Hier ging es um andere Dinge, um seine Ehre. Da gabs nichts mehr zu vertuschen oder zu schwindeln, hier mußte bekannt werden. Schnell zog er sich an und fuhr hinaus zum Onkel.

Die Wirtschafterin öffnete ihm. Auf seine Frage nach dem Onkel erhielt er zum ersten Male im Leben eine Antwort.

„Ihr Onkel ist verreist. Er hat einen Brief für Sie hinterlassen." Er hielt den Brief in der Hand und stand plötzlich vor verschlossener Tür. Kopfschüttelnd stieg er die Stufen hinab, riß den Umschlag auf und las:

„Mein lieber Junge! Aus der Tatsache, daß Du heute vormittag zu mir kamst, sehe ich, daß Du Dich besonnen hast — und Dich etwas vor mir schämst. Ich danke Dir für diesen Beweis anständiger Gesinnung. Leider kann ich Dich nicht persönlich empfangen, da ich dringend verreisen mußte. Aber ich lege Dir einen kleinen Trost bei. Herzlichst, Dein Onkel."

Dieser „kleine Trost" bestand in einem sorgfältig gefalteten 50-Markschein. In Kurt war plötzlich ein warmes Gefühl für diesen alten Mann wach, der ihn so gut verstand und so fein und überlegen erzog, und in fröhlicher Dankbarkeit kehrte er nach Hause zurück. Eins stand fest: der heutige Abend wurde gefeiert, das Andenken des Onkels mußte schnell geehrt werden. Der Schein mußte seiner Bestimmung zugeführt werden.

Als am Abend die kleine Gesellschaft mit Kurt an der Spitze in die gewohnten Weinstuben fiel, begrüßte sie der Ober erfreut:

„Herr Doktor Germann hat die Herrschaften schon angemeldet. Der kleine Tisch ist für sie wie immer reserviert."

Und zum dritten Male am heutigen Tage überzog sich Kurts Gesicht mit dunkler Röte, zum dritten Male erfüllte ihn ein Gefühl von peinlicher Benommenheit, stark durchsetzt mit einer tiefen, liebevollen Dankbarkeit.

2.

Die Reise, die Doktor Germann so plötzlich angetreten hatte, war wohl zu anstrengend gewesen für einen Körper, der jahrelang kaum die nötigste frische Luft genossen hatte. Eine Erkältung zwang ihn zur Unterbrechung der Fahrt, und das Fieber stieg beängstigend schnell. Die Überführung in ein Krankenhaus wurde notwendig und nach knapp zwei Wochen trat die Katastrophe ein: der Kranke starb, nachdem er nicht mehr die Widerstandskraft aufgebracht hatte, sich gegen die sein Leben bedrohende Lungenentzündung zu wehren.

Sein Leichnam wurde nach Berlin übergeführt und dort in aller Stille beigesetzt. Nicht einmal die nächsten Angehörigen wußten Bescheid, nur die Wirtschafterin begleitete den Sarg. Eine wissenschaftliche Zeitung brachte einen kurzen Nachruf, in dem sie die Verdienste des Toten würdigte — dann ging der Alltag über ihn hinweg.

Erst eine Woche später erreichte Kurt die Nachricht, daß das Testament Doktor Germanns auf Wunsch des Verstorbenen eröffnet und daß Kurt Korrat unter ganz bestimmten Bedingungen als Universalerbe eingesetzt sei! Der Testamentsvollstrecker bat Kurt um seinen Besuch.

Kurt war von der plötzlichen Nachricht schwer betroffen. Mit keinem Gedanken hatte er daran gedacht, daß er den Onkel nicht mehr wiedersehen und ihm keine Gelegenheit mehr gegeben sein würde, persönlich seinen Dank zu erstatten. Er nahm sich einen Wagen und fuhr sofort zum Rechtsanwalt.

Justizrat Lammers hatte schon seit Jahrzehnten die Geschäfte Doktor Germanns erledigt, er war, wie das in solchen Fällen sehr oft der Fall ist, allmählich zum Freunde des alten Gelehrten geworden. Die beiden Herren trafen sich jede Woche einmal bei einem Glase Wein, saßen einige Stunden in stillen, klugen Gesprächen beisammen — und gingen dann wieder lächelnd auseinander.

Der Justizrat empfing Kurt sehr freundlich und berichtete ihm zuerst, daß sein Onkel — wie er nachträglich erfahren habe — in tiefem Frieden entschlafen sei. In aller Stille, zufrieden mit sich und seinem Leben, war der alte Gelehrte aus seiner unermüdlichen Arbeit herausgetreten.

Jetzt saßen die beiden Menschen zusammen, die nach dem Wunsch des Verstorbenen künftig manche Strecke Weges gemeinsam machen sollten. Der Justizrat hielt die wenigen Blätter des Testamentes in der Hand und las vor. Da waren hohe Zahlen, viel höhere als Kurt damals auf den Zetteln entdeckt hatte, das waren wohl nur Auszüge gewesen. Und aus allem konnte Kurt nur wieder die Bestätigung hören, daß er jetzt Millionär sei, wenn . . . ja, da war der eine Punkt ein „Wenn" . . .

Der „Schlüssel" zu diesem Vermögen, so hatte der Onkel es im Testamente ausgedrückt, mußte erst vom Erben gefunden werden!

(Fortsetzung folgt)

Der Mensch in tausend Jahren.

Während die Paläoanthropologen das Bindeglied zwischen Mensch und Affen suchen, dessen Körperbau aus einem Vergleich zwischen aufgefundenen Knochenresten vorzeitlicher Menschen mit denen der jetzt Lebenden zu konstruieren ist, hat Dr. Ales Hrdlicka in Washington Untersuchungen darüber angestellt, wie sich der Körperbau des Menschen zukünftig verändern wird. Seine Arbeiten, die sich über viele Jahre erstreckten, sind nunmehr abgeschlossen, und Dr. Hrdlicka hat die Ergebnisse, die noch nicht veröffentlicht sind, einem engeren Kreis von Wissenschaftlern unterbreitet.

Seine Untersuchungen haben ergeben, daß wir uns in einer Entwicklungsstufe befinden, in der sich die Form des Körpers und seiner Organe stark und schnell verändert, und eine schnelle Entwicklung zu einer hochgeistigen Menschenrasse einsetzt.

Dr. Hrdlicka begnügte sich nicht mit einem vergleichenden Studium aller aufgefundenen vorzeitlichen Menschenknochen. Er mußte auch die Ergebnisse der Biologie, der Geologie und aller Zweige der Paläontographie in Betracht ziehen, um zu ermitteln, unter welchen Bedingungen die vorzeitlichen Menschenrassen gelebt hatten. Denn die Veränderungen des menschlichen Körpers werden ja nicht durch die Zeit bestimmt, sondern durch Anpassung an veränderte Lebensbedingungen. Außerdem hat Dr. Hrdlicka eine anatomische Vergleichung aller Menschenrassen der letzten Jahrhunderte in seine Arbeiten einbezogen. Schließlich war noch ein genaues Studium derjenigen Veränderungen am menschlichen Körper nötig, die seit Beginn einer exakten wissenschaftlichen Beobachtung wahrgenommen werden. Erst nach Bewältigung dieses ungeheuren Studiengebietes, das sich in seinen einzelnen Ausläufern noch viel weiter erstreckte, konnte ein Bild des Zukunftsmenschen entstehen, eines Menschen, der auf uns als auf eine sehr primitive Menschenrasse zurückblicken wird.

Der amerikanische Gelehrte glaubt Grund zu der Annahme gefunden zu haben, daß der Mensch der Zukunft größer sein wird, aber in den Hüften schmäler, in den Schultern breiter.

Die Hände sind schmal, die Finger sind lang und fein. Das Genick ist stark, denn es muß den Kopf tragen, und wenn auch die Schädelknochen bedeutend dünner sind als die unsrigen, so ist doch der Kopf viel größer, mit sehr viel mehr Gehirn und starkem Blutdruck. Das Gehirn, dessen Veränderungen am stärksten hervortreten, hat nicht nur an Masse gewonnen, sondern auch seine einzelnen Partien sind stärker ausgebildet und stehen in viel engeren Wechselbeziehungen als bei uns. Die Gabe der Kombination, ein blitzschnelles Verstehen aller Zusammenhänge, die Intensität und Genauigkeit des Denkvorganges hebt die zukünftige Menschenrasse weit über unser Niveau hinaus.

Die Schädel der Männer sind nur dünn behaart. Ihre Stimme ist hoch, weich, sopranhaft, eine Baritonstimme wird als atavistisches Kuriosum betrachtet werden. Der Stimmwechsel wird mehr und mehr ausbleiben.

Das Haar der Frauen wird weich und dünn, ihre Stimmen sind fast kindhaft, ihre Knochen sind stärker als heute. Ihrem Knochenbau nach werden die Frauen den Männern ähneln. Die Merkmale des weiblichen Körpers gehen an sich zurück, treten aber durch die Vermännlichung des Körperbaues stärker hervor. Im ganzen verändert sich der weibliche Körper nicht so sehr wie der männliche.

Die Zahl und Größe der Zähne ist bedeutend verringert, einer anderen Ernährungsweise entsprechend. Die Kiefer sind schwächer als heute, die Lippen schmaler, aber der Mund ist scharf ausgeprägt. Die Nase ist klein und harmonisch modelliert. Die Augen liegen tief zurück. Die Ohren sind klein und ausgeprägt.

Auch die Funktionen der inneren Organe werden ihr Bild verändern. Magen und Darm und die übrigen Verdauungsorgane wie Galle, Leber usw. arbeiten träger als heute, da die Ansprüche, die an sie gestellt werden, viel geringer sind. Die Lunge wird größer, Pulsschlag und Atemzüge werden wesentlich schneller sein als bei uns, entsprechend einer gesteigerten Lebensintensität.

Als Gesamtbild des zukünftigen Menschen entsteht so eine Menschenrasse, die verfeinert und vergeistigt ist, mit schmalem hohem Körper, ausgeprägtem Gesicht, ungeheurem Schädel, klug und lebhaft.

Aber die Untersuchungen Dr. Hrdlickas haben auch ergeben, daß diese Menschenrasse nicht so glücklich sein wird, wie zu vermuten wäre. Das Verhältnis zwischen Nervenkraft und Beanspruchung der Nerven, das bei uns noch etwa gleich ist, wird sich dahin ändern, daß der Zukunftsmensch von einer zermürbenden Nervosität ist, ruhelos, schlaflos. Es ist nicht zu übersehen, wie weit der menschliche Charakter durch die Gehirnentwicklung verändert wird. Aber Analogschlüsse legen die Vermutung nahe, daß dieser Mensch unter Depressionen leidet, er ist mißtrauisch, unfähig zur tiefen Freude, gleichgültig. Seine Krankheiten werden sich auf Herz- und Nervenkrankheiten beschränken.

Ein Neger spielt Klavier.

Skizze von Josef Robert Harrer-Wien.

Im Laufe eines halben Jahres erschienen in den großen Städten Europas begeisterte Kritiken über einen Neger namens John Flaffith, dessen vollendetes Klavierspiel überall, wo er auftrat, bewundert und stürmisch bejubelt wurde.

Eine Budapester Zeitung schrieb unter anderem: „. . . Wir hatten erst vorige Woche Gelegenheit, eine traurige Notiz über den Klavierkünstler Iwan Molt zu bringen. Um so mehr freut es uns, heute von dem ungeheuren Erfolg Mister John Flaffiths, eines Negers, zu berichten."

Ein anderes Regierungsblatt konnte seinen Lesern mitteilen: „Der Neger John Flaffith hat gestern vor einem Publikum, das vor Begeisterung tobte, Debussy und Strawinsky gespielt. John Flaffith war besser als die größten Meister des Klavierspieles."

Im Bukarester Bericht konnte man lesen: „. . . Wir waren durch den schwachen Erfolg des Klavierabends Guiseppe Sperantes — im Gedanken an das Gesetz der Serie — der Meinung, daß auch John Flaffith, ein Neger, mit seinem Klavierspiel wenig Anklang finden würde. Dieser Negerkünstler aber brachte Mozart und Bach in einer Vollendung, die man himmlisch nennen möchte."

Die Amsterdamer, Madrider, Mailänder, Londoner, Pariser, Wiener, Berliner und sonstige Blätter schrieben in ähnlicher Weise; alle nannten den Negerkünstler außerdem noch einen bescheidenen und fast scheuen Menschen, der nichts so sehr haßte wie Interviews und ähnliche Angelegenheiten, die man der Reklame wegen über sich ergehen zu lassen pflegt.

Europa hat seine Sensation. Die größten Varietees und Vergnügungsstätten boten dem Neger John Flaffith Unsummen an, wenn er bei ihnen spielen wollte. John Flaffith, besser gesagt, seine Sekretärin Anny, eine sehr schöne, junge, goldblonde Dame, lehnte aber alle Anträge ab.

Die anderen großen Klavierspieler aber waren verzweifelt. Von heute auf morgen merkten sie, daß sie die Gunst des Publikums verloren. Ernste Kritiker nahmen sich ihrer an und schrieben über die Dekadenz Europas. Die Jazzmusik sei von den Negern übernommen worden; nun müsse man sich noch von einem Neger Bach, Beethoven, Schubert und andere klassische Musik auf dem Klavier vorspielen lassen. Europa sei reif zum Untergang usw. . . . Aber wenn diese Kritiker dann Gelegenheit hatten, John Flaffiths Kunst zu hören, dann mußten sie ihr Urteil zurücknehmen; denn auch sie, so voreingenommen sie waren, wurden von seinem herrlichen Klavierspiel begeistert . . .

Natürlich zerbrach man sich den Kopf, woher eigentlich John Flaffith stamme. Da er selbst nie eine Auskunft gab und da seine schöne Sekretärin nicht reden durfte, erfand man sich seine Geschichte einfach. Und so waren bald die merkwürdigsten Berichte zu lesen. Alles las John Flaffith und lächelte vor sich hin. Armes Europa, dachte er, du hast Sorgen!

Wie schon erwähnt, waren die Klavierkünstler Europas ratlos. Einer von ihnen, der heißblütige und stürmische

George McGrix, konnte nicht mehr schlafen; es mußte etwas geschehen, ging es ihm im Kopfe herum. Da hörte er, daß in wenigen Tagen in London ein großes Konzert John Flaffiths stattfinden sollte.

Es war am Abend des Konzertes. Der Saal war dicht besetzt. Das Konzert hatte begonnen. Mit rührender Hingebung in dem schwarzen Gesicht spielte Flaffith eine Klaviersuite von Händel, als plötzlich ein Revolverschuß wie ein Peitschenknall die weihevolle Stille zwischen zwei Akkorden durchbrach. Jähe Aufschreie schrillten durch den Saal, während Flaffith stumm vom Sessel sank. Und schon stürzte die blonde Anny auf das Podium und warf sich schluchzend über den Neger.

„John", flüsterte sie, „John, öffne doch die Augen!"

Mit Mühe verhütete man eine Panik. George McGrix, der den Schuß aus der ersten Parkettreihe abgegeben hatte, ließ sich wehrlos verhaften.

„Ich wollte uns weiße Künstler von der schwarzen Gefahr befreien", sagte er, als er abgeführt wurde.

Inzwischen bemühte man sich um den bewußtlosen Pianisten; der Arzt stellte einen ungefährlichen Streifschuß fest, der nur eine plötzliche Ohnmacht verursacht habe. Und er wollte Flaffith die Stirne mit kaltem Wasser kühlen.

„Kein Wasser, kein Wasser!" rief Anny.

„Warum denn nicht?" fragte erstaunt der Arzt. Dann wusch er Flaffiths Stirne und Schläfen. Und als er wieder sachte mit dem Schwamm rieb, sah er, wie das Wasser schwarz und Stirne und Schläfen blaß und bläßer und allmählich weiß wurden. Da gingen laute Rufe durch den Saal: „Flaffith ist kein Neger, sondern ein Weißer!"

Und der Telegraph schickte die Neuigkeit in alle Welt.

Vor John Flaffith, recte John Mooring aus Newyork, saß der Reporter der Hearst-Presse. „Wie sind Sie auf die Idee gekommen, als Neger aufzutreten?"

„Es ist nicht meine Idee, sondern die meiner Frau. Ja, staunen Sie nur, Anny ist seit einem Jahre meine treue Gattin. Als wir geheiratet hatten, spielte ich in einer Bar Newyorks; es ging so schlecht und recht. Aber ich verlor die Stelle, weil mein Spiel zu ernst war. Anny, die mir immer Mut zusprach, sagte, ich solle es als Klaviervirtuose versuchen und einen Neger vortäuschen. Anfangs versuchte ich in den einzelnen Städten noch als Weißer aufzutreten, so in Budapest als Iwan Mold, in Bukarest als Guiseppe Sperante; ich hatte keinen Erfolg. Wenn ich aber bald als Neger kam, wurde ich begeistert empfangen. McGrix hat mich wieder zum Weißen gemacht."

„Und was werden Sie jetzt beginnen?"

„Mir ist nicht bange. Wenn Sie mich verlassen haben, kommen die verschiedenen Vertreter von Varietees und Konzertunternehmungen. Denn man braucht nicht unbedingt schwarz zu sein, man muß nur Glück haben."

„Und eine gescheite, treue Frau", sagte der Reporter.

Sir Sarupchand Hukumchands neue Affendrüsen.

Schön kann man ihn mit dem besten Willen nicht nennen, dafür aber ist Sir Sarupchand Hukumchand ein recht stattlicher Sechsundfünfzigjähriger und wahrscheinlich der reichste Kaufmann Indiens. Eines schönen Tages lag dieser in jeder Beziehung außerordentlich gewichtige Herr in einem bequemen Sessel, breitete sein mehrfaches Kinn in malerischen Falten auf seiner Brust aus und las eine indische Zeitschrift.

Ein Artikel fesselte ihn plötzlich ganz. Da erfuhr er die ihm bisher unbekannte Tatsache, daß ein gewisser Dr. Woronoff die Menschen jünger, geistig und körperlich regsamer machen könne. „Donnerwetter", sagte Sir Sarupchand zu seiner um zwei Jahrzehnte jüngeren Gattin, „das müßten wir einmal versuchen. Nicht etwa, weil wir uns zu alt fühlen, sondern weil wir noch jung genug sind, um das Experiment zu vertragen. Wenn es bei uns glückt, werden uns alle verjüngungsbedürftigen Standesgenossen dankbar sein." Lady Hukumchand nickte Zustimmung, und aus purer Menschenfreundlichkeit kabelte Sir Sarupchand nach Paris an Dr. Woronoff. Der antwortete sofort: „Komme für 20 000 englische Pfund." 400 000 Mark — über 800 000 Zloty — waren nun selbst dem reichsten Kaufmann Indiens etwas viel für den Spaß. „Zahle freiwillig 14 000 Pfund", antwortete er. — „Na ja", meinte schließlich Dr. Woronoff, „aus Menschenfreundlichkeit wollen wir uns mit dem lumpigen Betrag begnügen.

Also packte er ein paar Assistenzärzte, ein paar Affen und einen Dolmetscher in einen Dampfer und fuhr nach Indien. Im Palaste des Nabobs zu Indore richtete er sich häuslich ein. Dann wurde der Staatsraum des Schlosses mit allen vorhandenen Mitteln in ein wahres Feengemach verwandelt, damit die Operation bei möglichst heiterer Stimmung von Menschen und Affen vor sich gehen konnte. Lady Hukumchand kam zuerst an die Reihe. Zwei Ruhebetten standen nebeneinander im Raum. Auf dem einen lag die reiche Inderin, die sich mit 36 Jahren schon zum Verjüngen reif fühlte, auf dem anderen, durch einen Seidenvorhang getrennt, ein Affenweibchen. Die beiderseitigen Drüsen wurden ausgetauscht. Dann kamen Sir Sarupchand und sein Affenmännchen an die Reihe. Alle vier Patienten verhielten sich mustergültig. Weniger freundlich war dagegen die Menschenmenge, die sich zu Tausenden vor dem Palast drängte und aus Angehörigen der Jainsekte, den Glaubensgenossen des Nabobs, bestand. Den Jains ist es nämlich verboten, irgendein Tier zu töten. Nun glaubten die guten Inder, die beiden armen Affen hätten bei der Operation ihr Leben lassen müssen. Um den braven Leuten zu beweisen, daß sie sich irrten, und um Tumulte zu vermeiden, wurden die Affen nach der Operation in zwei Käfige gesteckt und der Menge zur Besichtigung überlassen.

Gedanken.

Von **Richard von Schaukal.**

Mitleid ist weder Tugend noch Mangel, sondern ein unwillkürliches Gefühl wie Schadenfreude.

*

Zorn ist ein Ausschlag, der das Blut reinigt.

*

Erziehung ist der aussichtslose Versuch, das, was aus seinen Wurzeln zu sich selbst erwächst, von seiner Richtung abzulenken.

*

Was der Mensch seine Seele nennt, ist wie alles Wesentliche an ihm Erbe, aber ewiges.

*

Der Beflügelte geht schwerfällig.

*

Wenn der Mensch laut wird, verstummen die Naturlaute.

*

Aufgaben wachsen mit dem, der sie auf sich nimmt.

*

Tiere erkennen sich nicht im Spiegel.

*

Mitmenschen unterscheiden sich in Unzeitgemäße und ihre Zeitgenossen.



* **Zweideutig.** Herr von Calonne, der französische Generalinspektor der Finanzen zur Zeit Ludwigs des Sechzehnten, konnte in den ihm anvertrauten Staatsgeldern keine Ordnung halten. Er wurde gegangen. Ebensowenig aber konnte er in seinen eigensten Gedanken Ordnung halten. Man teilte ihm eines schönen Tages mit, daß seine Frau während des Schlafes vom herabstürzenden Betthimmel erschlagen worden sei. Man teilte es ihm schonend mit, und Herr von Calonne war tief erschüttert. „Gerechter Himmel!" war alles, was er dazu sagen konnte.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.